

# missionsblätter

Das Magazin der Missionsbenediktiner von St. Ottilien

98. Jahrgang · Heft 2 · 2003



**missionare  
auf zeit**

# Missionare auf Zeit

Jugendliche engagieren sich in Entwicklungsländern



LIEBE LESERIN,  
LIEBER LESER,

**M**ission hat viele Gesichter! Das bekannteste ist eigentlich nur noch eine seltene Erscheinung: der Buschmissionar, der sich von der Zivilisation verabschiedet und auf Jahre im Urwald oder im Gebirge verschwindet, um völlig abgeschiedenen Stämmen das Wort Gottes zu verkünden. Auch dies gibt es zwar noch, spielt aber im kirchlichen Alltag zunehmend weniger eine Rolle. Denn es gibt kaum mehr weiße Flecken auf der Landkarte. Der missionarische Alltag besteht heute vor allem in guter Zusammenarbeit mit der Kirche vor Ort. Nicht zuletzt gilt es hierbei immer wieder neue Formen zu entwickeln, welche beiden Seiten die gegenseitige Nähe und Zuwendung im Glauben spürbar macht. Eine solche neue Form sind die sogenannten »Missionare auf Zeit«. Für ein Jahr melden sich Jugendliche für einen sozialen Einsatz in der Auslandskirche. Die dabei gemachten Erfahrungen sind sehr positiv und sollen in diesem Heft etwas näher dargestellt werden.

Eines der faszinierendsten Kapitel unserer Tätigkeit ist die Einpflanzung des Klosterlebens in andere Länder und Kulturen. Die Regel Benedikts, die im Italien des 6. Jahrhunderts entstand, wird auf anderen Kontinenten in ganz neuer Weise gedeutet und gelebt. Der dabei entstehende Reichtum an Einsichten und Erfahrungen kommt auch der Ortskirche zugute. Die Gemeinschaft von Agbang (Togo) hat bemerkenswerte Wege gefunden, die einheimische Kultur und Mönchtum zu vereinen.

Für die Missionsbenediktiner haben die letzten Monate viele personelle Wechsel gebracht, welche sicher in den betroffenen Gemeinschaften manche Umstellungen nach sich ziehen werden. So sei auf die Abtsahlen in Inkamana (Südafrika) und Venezuela (Güigüe) hingewiesen.

Es grüßt recht herzlich

Ihr

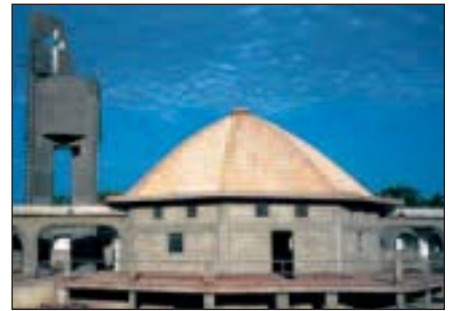
P. Cyrill Schäfer OSB

P. Boniface (ganz links) muss für seine Gemeinschaft neue Wege finden  
Seite 18





# In diesem Heft



## TITEL

- 4 MAZ - Missionare auf Zeit  
Soziales Auslandsjahr  
für Jugendliche

## NACHRICHTEN

- 6 Rund um die Erzabtei  
Neues aus St. Ottilien
- 7 Missionsbenediktiner  
Porträts und Projekte
- 9 Kirche kompakt  
Themen der Weltkirche

## BERICHTE

- 10 Aufbruch ins Neuland  
MAZ an einer Mädchenschule
- 12 Maisbrot, Pizza,  
Marmorkuchen  
Ausbildung zum Bäcker  
und was dann?
- 14 Not macht erfinderisch  
Wie man sich in einem afrikani-  
schen Kindergarten durchschlagen  
kann
- 16 Zuhause in vier Kulturen  
Porträt eines Asienmissionars  
Abt Odo Haas bewegt sich zwi-  
schen Korea, Japan, den Philippi-  
nen und Mainfranken
- 18 Agbang - Gesichter  
eines afrikanischen Kloster  
Ohne die Familie geht nichts
- 22 Kein Patent auf Leben  
Wie Biotechnik der Landwirtschaft  
in der Dritten Welt schaden kann



Johanna hat ihren Schü-  
lern nicht nur Englisch,  
sondern auch das Jong-  
lieren beigebracht  
**Seite 10**



Biopatente auf Reis  
und Mais können  
den Hunger in der  
Dritten Welt  
verschärfen  
**Seite 22**



Einsatz in einem afrikanischen  
Kindergarten **Seite 16**

# MAZ - Missionare auf Zeit

## Soziales Auslandsjahr für Jugendliche



**K**irchliche Entwicklungshilfe besteht nicht nur aus Hilfslieferungen. Wichtig ist die persönliche Begegnung, die Anteilnahme und Interesse entstehen lässt. Solche Kontakte helfen viel, um die Mauern zwischen Industrie- und Entwicklungsländern zu durchbrechen. Seit über 25 Jahren vermitteln daher die kirchlichen Missionsgemeinschaften Auslandsjahre für engagierte junge Menschen. Das Projekt heißt »Missionar auf Zeit«, abgekürzt MAZ.

### DIE MOTIVATION ZÄHLT

Wer einen solchen Auslandseinsatz mitmacht, arbeitet für ein Jahr in Krankenhäusern, Schulen, Kindergärten, Baustellen, Handwerksbetrieben oder was immer sich anbietet. Die meisten, die sich für dieses Programm melden, sind gerade mit der Schule fertig und wollen vor Berufseinstieg oder Studienbeginn einmal die Wirklichkeit außerhalb unserer Wohlstandsinsel kennen lernen. Bei den Bewerbungen schauen wir, also zwei ehemalige MAZler und ich, vor allem auf die Motivation. Wer sich meldet, sollte nicht nur tropentauglich sein, sondern auch die Bereitschaft mitbringen, sich in eine fremde Kultur einzuleben und dort zu engagieren. Da das Projekt »Missionar auf Zeit« heißt, achten wir auf eine religiöse Grundorientierung. Das ist gerade für Afrika wichtig, wo aufmerksam wahrgenommen wird, was die neuen Helfer zu ihrem Einsatz treibt. Allein Lust auf einen Abenteuerurlaub wäre keine gute Grundlage. Eine nicht unwichtige Voraussetzung

ist die Eigenfinanzierung. Die Teilnehmer zahlen ihren Auslandsaufenthalt selbst, was aber weniger dramatisch ist, als es klingt. Unterkunft und Verpflegung werden gestellt, und die Lebenshaltungskosten vor Ort sind gering.

### INTENSIVE VORBEREITUNG

Die Vorbereitung ist notgedrungen intensiv. Über ein Jahr verteilt, treffen die 14 Teilnehmer des jetzigen Kurses sich an mehreren Wochenenden und Wochenkursen, die meist in St. Ottilien stattfinden. Dabei werden verschiedene Themen behandelt. Es geht um Landeskunde, Organisation, Begegnung mit einer fremden Kultur, aber auch um spirituelle Inhalte. Die Männer verbringen in dem Vorbereitungsjahr eine Woche mit uns Missionsbenediktinern, die Frauen eine Woche bei den Tutzingener Missionschwwestern. Vor der Abreise treffen wir uns in St. Ottilien zu einem gemeinsamen Gottesdienst, bei dem die neuen MAZler gesegnet werden.

Seit zwei Jahren betreut Br. Kornelius Wagner Schulabgänger, Azubis und Berufsanfänger, die sich in Schwellen- und Entwicklungsländer sozial engagieren wollen. Der Auslandsaufenthalt beträgt ein Jahr und muss gut vorbereitet werden.

TEXT: Br. Kornelius Wagner OSB



### MUT ZUR EINFACHHEIT

Ende 2002 habe ich die MAZler in Kenia und Tansania besucht. Ich war beeindruckt, wie gut sie sich eingelebt haben. Und das trotz einfacher Lebensbedingungen, die in Deutschland kaum vorstellbar sind. Vor Ort werden die MAZler von Mitgliedern der Ortskirche oder Missionsbenediktinern begleitet, wobei sie sich aber meist schnell selbständig machen. Am Einsatzort ist man in den normalen Tagesablauf eingebunden. Also wer im Kindergarten arbeitet, fängt eben um 8.00 Uhr an. Ein anderer macht für die Diözese Bauüberwachung und fährt mit vielen Überstunden die verschiedenen Baustellen ab. In Songea (Tansania) haben die MAZler angefangen für sich bzw. ihre Nachfolger ein Haus herzurichten, was die Unterbringung in Zukunft noch vereinfachen wird. Es handelt sich um ein einfaches afrikanisches Haus mit einer Kochstelle im Freien. Aber es erfüllt seinen Zweck.



### BEREITSCHAFT ZUM UMDENKEN

Es braucht viel Offenheit, wenn man sich in eine andere Kultur einleben will: die andere Sprache, andere Umgangsformen, das ungewohnte Gefühl, »Ausländer« zu sein... Bei den Stellen, die wir bisher in Tansania, Kenia, Südafrika und Indien anbieten, kommt man mit Schulenglisch einigermaßen durch. Aber schon in Tansania sollte man auch die Landessprache Swahili wenigstens in Grundzügen vorher lernen. Früher vermittelten wir übrigens auch Einsätze in den Philippinen. Nachdem dort aber zunehmend Ausländer von fundamentalistischen Gruppen entführt werden, um so Lösegeld zu erpressen, haben wir das eingestellt. Um überhaupt die Möglichkeit zum Einleben zu geben, ist es auch

erfahrungsgemäß nicht sinnvoll, weniger als ein Jahr im Ausland zu leben. Normalerweise braucht man allein 3 bis 4 Monate zum Einleben. Erst dann kommt eigentlich die Zeit, in der eine konstruktive Arbeit beginnen kann.

### UND DANACH?

Es hat sich gezeigt, dass der MAZ-Einsatz bei vielen Teilnehmern etwas in Bewegung setzt. Bei manchen entsteht ein ganz neues Selbstbewusstsein, wenn man auf einmal selbständig und verantwortungsvoll arbeiten darf. Das Leben in der Dritten Welt verändert die Form des Glaubens, macht ihn konkreter und verantwortungsbewusster. Der ungeheure Unterschied im Lebensstandard mit all seinen Folgen wird einmal

persönlich erlebt. Wirtschaftliche und soziale Ungerechtigkeiten werden wacher wahrgenommen. Viele afrikanische Länder müssten sich eigentlich selbst ernähren können, werden aber im Welthandel durch viel zu niedrig angesetzte Einkaufspreise benachteiligt. Der gesamte Gewinn verbleibt im Zwischenhandel. Es gibt inzwischen eine Vereinigung ehemaliger MAZler, die sich zusammengeschlossen haben, um über solche Missstände aufzuklären und den Kontakt mit den neu gewonnenen Freunden in der Dritten Welt zu halten.

MAZler: kleine Helden oder ganz normale Typen? Unten: MAZ-Betreuer Matthias Riederer bei einem Besuch vor Ort in Kenia.





# Rund um die Erzabtei

Neues aus St. Ottilien



## FEBRUAR

Für ein Jahr schlägt der englische Maler Carl Lazzari seine Zelte in St. Ottilien auf, wo nichts und niemand seinem kreativen Pinsel entkommt. Pflanzen, Katzen und Mönche werden mit gleicher Leidenschaft verewigt.

## 2. MÄRZ

Zu Beginn der Fastenzeit brach in diesem Jahr die Misereor-Hungertuchwallfahrt von St. Ottilien auf. Ziel der einwöchigen Wallfahrt war der Dom zu Mainz, wo nach dem Eintreffen der Wallfahrer die Misereor-Fastenaktion eröffnet wurde. Während des Fußmarches wird das sogenannte Hungertuch vorangetragen, das während der Fastenzeit auch in zahlreichen Kirchen ausgehängt wird.



## 4. MÄRZ

In vorbildlicher Haltung ertrug Erzabt Jeremias den Staatsstreich am Faschingsdienstag. In einer dramatischen Aktion bemächtigte sich König Bumbalabum der Herrschaft über die Erzabtei, über der er dann bis zum Aschermittwoch wortgewaltig sein Zepter schwang. Das Regierungsprogramm (Freibier) schien manchen Mönchen bedenkenswert. Die Praxis (außer dem König sollten alle Lendenschurz tragen) ließ dann doch die Wiedereinsetzung des Erzabtes mit einer gewissen Erleichterung begrüßen.

## 22./23. MÄRZ

Mönch auf Lebenszeit zu sein, versprach Br. Ephrem Taki vor der versammelten Klostersgemeinschaft. Br. Ephrem studierte Musik in Tokyo und hat viele Konzerte als Schlagzeuger begleitet. Br. Jürgen Foitl aus Ziertheim (Nähe Dillingen), der eine landwirtschaftliche Ausbildung hinter sich hat, verpflichtete sich für drei Jahre zum Mitleben und -beten in St. Ottilien. Da beide Mitbrüder in der Landwirtschaft tätig sind, traf es sich gut, dass am gleichen Wochenende ein neu angeschaffter Traktor eintraf. Dieser soll die Bewirtschaftung von 204,1 Hektar Nutzfläche erleichtern.



Links oben: Carl Lazzari malt Abt Gottfried Sieber. Mitte: Seine allerbelebteste Hoheit König Bumbalabum Corneli schwingt das Faschingszepter, oben rechts: der entthronte Erzabt im Exil.



Rechts  
Neuerwerbungen:  
Br. Jürgen Foitl,  
Br. Ephrem Taki und  
Fendt 818 Vario.



# Missionsbenediktiner

## Porträts und Projekte



### DEUTSCHLAND

**Königsmünster (Meschede).** Am 2. März gedachten in bewusst bescheidenem Rahmen die Mönche von Königsmünster ihrer Gründung vor 75 Jahren. Damals hatte die Kreisstadt Meschede die Missionsbenediktiner von St. Ottilien ins Sauerland eingeladen, um das städtische Gymnasium zu übernehmen. Neben der Betreuung des Gymnasiums ist die Abtei vor allem durch ihre Jugendarbeit und Kulturförderung überregional bekannt. Die 75 Jahre merkt man der Gemeinschaft kaum an, die unter den deutschen Klöstern den jüngsten Altersdurchschnitt aufweist.



### MOSAMBIK

**Palma (Cabo).** Das Engagement der Missionsbenediktiner in der kleinen Hafenstadt geht noch auf den kürzlich verstorbenen P. Ildefons Weigand († 2001) zurück. Dieser hatte durch die Fähre über den Grenzfluss Ruvuma gemeinsam mit der Tansania-Hilfe Braunschweig viel für die Erschließung dieses Gebiets getan, das durch jahrelangen Bürgerkrieg verwüstet wurde. Inzwischen ist in Palma eine Kirche vollendet, und der Bau am Gemeindezentrum macht gute Fortschritte. Es bestehen Überlegungen, eine Gewerbeschule zu gründen.



Oben links: frischer Wind in Meschede in den Gewändern der Festgäste.  
Rechts: beim Ziegelpressen für den Bau des Gemeindezentrums in Palma. Darunter das Gemeindezentrum im Bau. Ganz unten: in einem der Auffanglager für Flüchtlinge in der Nähe von Kloster Digos.



### PHILIPPINEN

**Digos.** Die philippinische Insel Mindanao kommt nicht zur Ruhe. Moslemischen Kämpfer, die einen fundamentalistischen Staat gründen wollen, lieferten sich im Februar heftige Gefechte mit den Regierungstruppen. Ungefähr 70.000 Menschen flohen aus der Region Catabato, die ungefähr 120 km von Kloster Digos entfernt liegt, und fanden vorläufig Unterkunft in Sammelagern. Die meisten Flüchtlinge konnten nur das Notwendigste mitnehmen. Durch Ausgabe von Medikamenten versuchen die Mönche, Engpässen bei der Versorgung entgegenzuwirken.



Unten: europäische und afrikanische Mönche in Inkamana. Rechts: Abt Gottfried Sieber



## SÜDAFRIKA

### Inkamana (Zululand).

Nach 20 Jahren Dienstjahren trat Abt Gernot Wottawah aus gesundheitlichen Gründen von seinem Amt zurück. Auf seinen Nachfolger wartet keine leichte Aufgabe. P. Gottfried Sieber aus Egling (Oberbayern), der am 8. Februar zum 2. Abt von Inkamana gewählt wurde, leitet eine gemischte Gemeinschaft von Afrikanern und Europäern. Die afrikanischen Mönche stammen dazu aus 15 verschiedenen Stämmen. Für das Land, das weiterhin unter den Folgen der Apartheidspolitik leidet, könnte die internationale Gemeinschaft von Inkamana durchaus ein Vorbild sein. Abt Gottfried war bereits



35 Jahre in Südafrika in verschiedenen Positionen tätig, u.a. als Pfarrer und als Sekretär des Bischofs von Eshowe. Die letzten vier Jahre stand er Erzabt Jeremias Schröder von St. Ottilien als Kongregationssekretär zur Seite.

## VENEZUELA

Güigüe. An einem heißen 9. Februar wurde P. Otto Lohner zum 3. Abt von Güigüe geweiht. Der neue Abt stammt aus dem oberbayerischen Taufkirchen, lebt aber bereits seit 36 Jahren in Venezuela. Dort hat er am imposanten Neubau der Abtei mitgewirkt, die in einsamer Lage einen weiten Blick über unberührte Landschaft ermöglicht. Als Gästepater hat Abt Otto viel Erfahrung beim Umgang mit Menschen



Oben: Abt Otto vor der Kulisse der Abteikirche von Güigüe. Links: die kleine Gemeinschaft von Güigüe mit einigen Kandidaten.

sammeln können, der sensibel auf Menschen eingeht und sich besonders als guter Zuhörer zeigt. Solche Fähigkeiten werden ihm bei der anstehenden Hauptaufgabe zugute kommen: Nachwuchs für die Gemeinschaft zu gewinnen, da zwar viele Kandidaten sich melden, aber nur wenige bleiben. Der bisherige Abt José Maria Barreras trat nach 20 Jahren an der Spitze der Abtei im Dezember 2002 zurück. Der quirlige Baske wird in Zukunft im Priorat El Rosal (Kolumbien) tätig sein.



# Kirche kompakt

Themen der Weltkirche

## DEUTSCHLAND

Am 31. Januar verstarb mit 90 Jahren »Speckpater« Werenfried van



Straaten. Seinen Namen erhielt der holländische Prämonstratenserpater, als er in der Nachkriegszeit bei flämischen Bauern Speck für deutsche Heimatvertriebenen erbettelte. Die daraus hervorgehende riesige Hilfsaktion für deutsche Flüchtlinge führte zur Gründung des Hilfswerks »Ostpriesterhilfe«. Zu den Schwerpunkten des Werkes zählt heute besonders die Hilfe für die Kirche in Osteuropa und die Versöhnung mit den orthodoxen Kirchen. P. Werenfried konnte dank seiner bewegenden Briefe und seiner mitreißenden Predigen Millionen für seine Projekte sammeln.

## ENGLAND

Am 27. Februar wurde Rowan Williams offiziell in sein Amt als 104. Erzbischof von Canterbury und Primas der anglikanischen Kirche eingeführt. Nach der englischen Königin ist er damit der höchste Würdenträger der englischen Staatskirche, zu der sich die meisten Bewohner des Inselreichs bekennen. In den letzten Jahren hat Williams durch liberale Äußerungen wiederholt für Unmut beim konservativen Flügel der Anglikaner gesorgt. Die Einführung des Frauenpriestertums im Jahre 1992 hatte dort bereits zu vielen Übertritten zur katholischen Kirche geführt.

## USA UND VATIKAN

Verstimmung zwischen der Weltmacht und dem Zwergstaat. Während US-Präsident Georg W. Bush zielstrebig einen Militärschlag gegen den Irak vorbereitete, sprach sich Papst Johannes Paul in mehreren Botschaften für eine friedliche Lösung des Konflikts aus. Dabei wies er



Links oben: P. Werenfried van Straaten (1913–2003), oben: Erzbischof Rowan Williams bei seiner Amtseinführung in der Kathedrale zu Canterbury. Darunter: Präsident Bush und Papst Johannes Paul bei einem Treffen.

besonders auf die unübersehbaren Folgen für die irakische Zivilbevölkerung und mögliche Störungen im Verhältnis zwischen Islam und Christentum hin. Dagegen verwies Präsident Bush auf die Kriegsgefahr, die vom menschenverachtenden Regime in Bagdad ausgehe, sowie auf die bereits 12 Jahre sich hinziehende Unterwanderung der UN-Kontrollen. Ein Sturz Saddams böte die Chance, im unruhigen Nahen Osten ein stabiles Demokratie zu errichten.

In den Wochen vor Kriegsbeginn setzte der Vatikan noch sämtliche diplomatischen Mittel in Bewegung, um die Kriegsparteien zum Einlenken zu bewegen. So empfing der Papst Spitzenpolitiker wie den irakischen Vizepremier Tarik Asis, den deutschen Außenminister Joschka Fischer und UN-Generalsekretär Kofi Annan. Im Irak bemühte sich Kardinal Roger Etchegaray in einem Gespräch mit Saddam Hussein, diesen zu einer überzeugenderen Kooperation

mit den UN-Behörden zu bewegen, und in Washington legte Kardinal Pio Laghi Präsident Bush die vatikanischen Argumente gegen einen Irak-Krieg dar.

Wie auch in anderen Weltteilen sehen in den USA die Landeskirchen den Irak-Krieg überwiegend kritisch, wobei sie jedoch bei den Gläubigen meist auf taube Ohren stoßen. Nach den Anschlägen des 11. Septembers hat eine Welle patriotischer Begeisterung die USA erfasst, welche der US-Regierung im Kampf gegen den Terrorismus unbedingtes Vertrauen schenkt, diese aber auch unter starken Handlungsdruck setzt. Die Sprache, welche der gläubige Methodist Bush dabei verwendet, trägt stark religiöse Züge, so wenn er öffentlich für seine Politik betet oder seine Nation »mit Gottes Beistand« gegen die »Achse des Bösen« führen will. Die Bischöfe der methodistischen Kirche haben in dieser Frage bereits um ein Gespräch mit dem Präsidenten gebeten. Bisher ergebnislos.



# Aufbruch <sup>ins</sup> Neuland

## MAZ an einer Mädchenschule

Johanna Elsässer unterrichtete zwischen Abitur und Studium für ein Jahr an einer tansanischen Mädchenschule. Dabei gab sie nicht nur Unterricht in Mathematik und Englisch, sondern kümmerte sich auch um die Schulcomputer und brachte interessierten Schülerinnen das Jonglieren bei.

TEXT: Johanna Elsässer (Bochum)

**E**twa ein Jahr vor dem Abitur kam mir der Gedanke, nach dem Schulabschluss eine Zeit lang ins Ausland zu gehen. Ein Lehrer bot an, mich über persönliche Kontakte an ein Projekt für Drogenabhängige in Brasilien zu vermitteln.

### DEM WEG FOLGEN

Das Angebot reizte mich, aber dennoch erkundigte ich mich in St. Ottilien nach weiteren Möglichkeiten, über das Kloster in ein Entwicklungsland zu gehen. Missionsprokurator P. Aurelian Feser erzählte mir von MAZ und schlug die Schule Mazinde Juu in Lushoto, Tansania, vor. Alternativ könne ich zu einem AIDS-Projekt nach Südafrika gehen – aber da war die »Bauchentscheidung« für Mazinde Juu schon gefallen.

Neben allen rationalen Überlegungen (lieber eine zuverlässige Institution als »nur« persönliche Kontakte, lieber ein Mädcheninternat als eine Station für Drogenabhängige usw.) war letztlich die wegweisende innere Stimme entscheidend.

### AUFBRUCH INS NEUE – ABBRUCH DES ALTEN

In den folgenden Monaten, während des Abiturs und den Vorbereitungen auf Tansania, hatte ich immer wieder Phasen, in denen mir bewusst wurde, wie viel einfacher es wäre, in Deutschland zu bleiben. Hier könnte ich problemlos ein Studium anfangen und in Sicherheit, Gesundheit und vertrauter Umgebung an meinem Lebenslauf arbeiten. So schwierig diese Phasen, das Abschließen eines langen Lebensabschnittes und das Abschiednehmen vom vertrauten Umfeld, von Freunden und Familie, oft genug waren – die innere Stimme war da. Ich wusste, wohin auch immer dieser Weg mich führen würde, es war mein Weg, und ich würde ihn nicht alleine gehen müssen.

### ALLEINE MIT OFFENEN FRAGEN

Während der Zeit in Tansania selbst gab es auch schwierige Phasen. Zuerst musste man sich eingewöhnen, sich seinen Platz und seine Arbeit in einer festen Gemeinschaft suchen, Kontakte knüpfen, möglichst viel Kisuaheli lernen. Eindrücke, Fragen, Zweifel, Gedanken prasselten auf mich ein. Es

gab Tage, an denen ich abends todmüde im Bett lag und doch nicht schlafen konnte, weil der Kopf übervoll war und ein Gedanke den nächsten jagte: Wozu bin ich hier? Falle ich den Menschen nur zur Last, oder ist meine Arbeit wirklich sinnvoll? Aber was kann ich alleine denn schon ausrichten? Mache

### *Ist meine Arbeit wirklich sinnvoll?*

ich vielleicht alles falsch? Wie weit muss ich mich anpassen? Gibt es eine Grenze, ab der ich mich nicht mehr anpassen kann? Wie gehe ich mit der ständigen Konfrontation mit Armut, Krankheit und Leid um? Wie damit, als »reiche« Weiße immer wieder nach Geld gefragt zu werden? Welches Bild von den »Weißen« vermittele ich eigentlich, und wie wahr ist dieses Bild?

### ANDERER ORT, ANDERE ZEIT – KULTURELLE UNTERSCHIEDE

Viele Dinge, die wir gewohnt sind, bedurften der Umstellung. Damit meine ich nicht, Wäsche von Hand zu waschen, tagelange Stromausfälle oder



Links: Schild mit dem Wahlspruch der Schule  
 »Kwa moyo wote« –  
 »Von ganzem Herzen«.  
 Rechts: keine normale Unterrichtssituation, sondern Geburtstagsfeier von Johanna.  
 Unten: beim Korrigieren von Mathematikaufgaben.



dergleichen. Das machte mir von Anfang an nichts aus. Es waren andere Unterschiede, an die ich mich erst gewöhnen musste. In Deutschland erfährt man als junger Mensch (und ich wage zu behaupten: gerade als Frau) besondere Wertschätzung: Wir jungen Menschen haben die besseren Chancen auf Bildung und damit auf qualifizierte Arbeit. Wir werden als die Zukunft des Landes gesehen. Hier werden intelligente, kritische und engagierte Menschen geachtet, meist unabhängig von ihrem Geschlecht. In Tansania dagegen ist der Stellenwert einer jungen, unverheirateten und kinderlosen Frau (mit Ausnahme der Ordensfrauen) denkbar schlecht. Was einer Frau Achtung verschafft, sind Werte wie Demut, Freundlichkeit, Höflichkeit, Gastfreundschaft, Güte, Fleiß und Religiosität.

Im Laufe der Zeit lernte ich immer mehr, solche äußeren Gegebenheiten erst einmal hinzunehmen und dafür umso kritischer mit mir selbst zu sein. Denn in der kurzen Zeit, die wir MAZler vor Ort sind, sind wir dort, um zu lieben, zu lernen, zu arbeiten und für die Menschen da zu sein – nicht, um zu (ver-)urteilen.

### GLAUBENSERFAHRUNGEN

Die morgendliche Messe mit Schülerinnen und Schwestern war fester Bestandteil eines jeden Tages, etwas, das mir hier in Deutschland sehr fehlt. Überhaupt war es ein ungewohntes, schönes Gefühl, als gläubiger Christ nicht in der Minderheit zu sein. Trotz der immensen Vielfalt an Religionen und Glaubensrichtungen in Tansania ist die gegenseitige Toleranz im Allgemeinen bewundernswert. In all der Zeit habe ich nicht einen Afrikaner getroffen, der von sich behauptete, er glaube nicht an Gott. Ein tiefes religiöses Bewusstsein ist in den Menschen verwurzelt, das sich auch im Sprachge-

brauch widerspiegelt: »mungu akubari-ki« – Gott segne dich – ist ein häufiger Abschiedswunsch. Und wenn man mit Menschen über Probleme und schwierige Lebenslagen spricht, hört man bei aller Aussichtslosigkeit immer wieder ein zuversichtliches »mungu anasaidia« – Gott hilft.

Dies ist neben unzähligen weiteren Erfahrungen etwas, das ich aus Tansania mitgenommen habe: Was auch immer geschieht, jeden Tag, jedes Jahr, irgendwo auf unserem Lebensweg – Gott ist da, liebend und zuverlässig. In diesem Vertrauen können wir gelassen und fröhlich unseren Weg gehen und bedenkenlos beten: »Dein Wille geschehe«.





# Maisbrot, Pizza, Marmorkuchen

Ausbildung zum Bäcker und Konditor, Zivildienst und was dann? Der gebürtige Dresdener Ludwig Fiebiger meldete sich als Missionar auf Zeit für ein soziales Jahr nach Tansania.

TEXT: Ludwig Fiebiger (Theilheim)

**D**as Jahr 2002 begann für mich so richtig eigentlich erst am 6. Januar, als ich am Fest der Heiligen Drei Könige in St. Ottilien in einem feierlichen Gottesdienst ein Missionskreuz überreicht bekam und ein Segen über uns gesprochen wurde. Vor diesem Tag lagen drei Monate intensiver Vorbereitung mit vielen Gesprächen mit meiner Familie, Freunden und den Mönchen von St. Ottilien, die mich so gestärkt hatten, dass ich nur noch nach vorne wollte. Es hätte kommen können, was wollen, ich war für alles bereit. Am folgenden Tag ging das Flugzeug von München los, wo ich zusammen mit zwei weiteren Missionaren auf Zeit eincheckte.

## ALS GAST BEIM BISCHOF

Angekommen in Dar-es-Salaam hieß es, sich erstmal umzustellen von den Minusgraden in Deutschland auf eine Wärme von 30 Grad. Nachdem wir die Safari von 976 km hinter uns gebracht hatten, die Dar-es-Salaam von Songea trennt, erkundeten wir zunächst mal Songea selbst, dann die umliegenden Dörfer, Orte, Klöster usw. Meine Unterkunft für das kommende Jahr war eine Hauswirtschaftsschule, in deren Nähe auch die Bäckerei lag, wo ich arbeiten sollte. Bei den Mahlzeiten hatte ich die Möglichkeit, bei Erzbischof Norbert Mtega zu essen, wobei mir ein Ehrenplatz an der Seite des Erzbischofs eingeräumt wurde.

## IN DER BÄCKEREI

Von meinem Schlafzimmer zur Bäckerei brauchte ich gerade 20 Sekunden. Mit mir zusammen begann Jürgen als weiterer Missionar auf Zeit in der Klosterbäckerei von Peramiho. Wir verabredeten, dass wir zwischendurch gemeinsam Backprojekte vorbereiten wollten. So stellten wir zusammen den Kollegen ihnen noch unbekannte Produkte vor: Maisbrot, Pizza, Marmorkuchen, Bananenkuchen, Nussbeugel oder Mangostreusel. Da die Rohstoffe alle in Tansania vorkamen, beanspruchte die Herstellung dieser Backwaren keine besonderen Kosten. Leider stiegen dann die Bäckereien doch nicht auf diese Produkte ein.



## DER »WEISSE MANN«

In der Folge begann ich mich bei einem Kindergartenprojekt in Mshangano zu engagieren, einem kleinen Ort, der ungefähr 10 km von Songea entfernt liegt und weder mit Strom noch mit fließendem Wasser ausgestattet ist. Die Arbeit startete um 8.00 Uhr morgens, aber Pünktlichkeit war eher die Ausnahme. Die Arbeiter beobachteten alle den »weißen Mann« und wollten

Links: Erster Einsatz in der Bäckerei von Songea. Neue Backprodukte werden ausprobiert.





Links: An der Baustelle für den neuen Kindergarten von Mshangano.

Unten: Der Dachstuhl wird hochgezogen. Gut wenn man so groß ist.

Ganz unten: vor dem fertigen Kindergarten samt kleinen und großen Bewohnern.



mich ständig entlasten, da sie dachten, bei uns machen alles die Maschinen und wir wären daher aus Glas. Man konnte sie nur durch Fakten vom Gegenteil überzeugen, und das versuchte ich jeden Tag. Das hieß, eine gesunde Arbeitseinstellung zu vermitteln, Leistung und Pünktlichkeit zu zeigen, und mir einfach mal Zeit nehmen, meine Gedanken und Ideen den Kollegen zu erklären.

#### SCHREINER UND LEHRER

Neben der Arbeit auf dem Bau war ich in der Schreinerei des Bistums eingesetzt. Wir produzierten Fenster, Türen und Möbel für den Kindergarten, wobei wir teilweise ohne Maschinen arbeiten mussten. Für die Schreinerei ist Peter verantwortlich, ein rüstiger Frührentner, mit dem ich mich gut anfreundete. Nach Arbeitsschluss ließ ich mich von Schülerinnen der Hauswirtschaftsschule überreden, ihnen Englischunterricht zu geben, oder wir

arbeiteten auch zusammen im Schulgarten. Dann ging es auch oft noch ins Büro des Erzbischofs, wo ich Briefe übersetzen und schreiben half. Wenn der Bischof Besuch aus Europa bekam, führte ich die Gäste und half ihnen bei Fragen weiter. So gingen meine Tage meist bis spät in die Nacht hinein. Auf jeden Fall waren meine Aufgaben vielseitig. Was mir fehlte, war die Zeit, mehr zu machen. In meiner Freizeit lernte ich noch die einheimische Sprache Kisuaheli, wobei eigentlich die Praxis die beste Schule war.

#### OSTERN

Ein Höhepunkt meines Auslandsjahres war die Feier der Osternacht in der Kathedrale von Songea. Sie begann um 7.00 Uhr abends und endete 5 Stunden später, ohne langweilig zu sein, da intensiv gefeiert wurde. Ein weiterer Höhepunkt war die gemeinsame Planung eines eigenen Hauses für die Missionare auf Zeit, von denen inzwischen



weitere fünf eingetroffen waren, darunter ein Schreiner, drei Erzieher und eine Schuhmacherschmiedin.

#### DIENST AM NÄCHSTEN

Für mich war dieses Jahr einzigartig. Ich möchte zum Schluss noch darauf hinweisen, dass wir Missionare auf Zeit unsere Arbeit ohne Bezahlung tun, weil wir von der Wichtigkeit von Nächstenliebe überzeugt sind. Danke allen, die diesen Schritt wagen und die uns dabei begleitet haben!

# Not macht erfinderisch!

## Unterricht in einem afrikanischen Kindergarten



Sonja Schipf und Angelo Fiedler haben eine Ausbildung als Sozialpädagogen abgeschlossen. Anfang 2002 unterrichteten sie für ein halbes Jahr im Kindergarten Mshangano, der in der Nähe von Songea liegt. P. Anastasius Reiser befragte sie über ihre Erfahrungen.

**Redaktion:** Wie kommt Ihr von Eurer Wohnung in Songea zum Kindergarten?

**Angelo:** Wir fahren mit dem »Daladala«, einem Kleinbus, der meistens ziemlich voll ist. Normalerweise ist Platz für 10 Personen. Aber es befanden sich auch schon mal 34 Leute dort drin, so dass man meistens ziemlich übereinander gestapelt sitzt.

**Redaktion:** Wie groß ist der Kindergarten, in dem Ihr arbeitet?

**Sonja:** Im Januar hat das neue Kindergartenjahr angefangen. Es waren eigentlich 104 Kinder angemeldet. Aber es können nur die kommen, die den Beitrag bezahlen. So kamen letztlich nur 32 Kinder. Es hat aber auch Vorteile, da sonst die Lehrerin durch die hohe Zahl überfordert wäre.

**Redaktion:** Sind die Kinder nach Jahrgängen getrennt?

**Sonja:** Alle Kinder sind zusammen in einer Klasse. Dadurch, dass wir beide da waren, konnten wir die Klasse in drei Gruppen aufteilen. Dafür haben wir mit der Lehrerin Ellen zusammen einen Plan gemacht. Im Vorjahr hatte Ellen allein 43 Kinder zu betreuen. Sie ist noch recht jung und kommt selbst erst von der Ausbildung aus einer »Domestic-School«, einer Schule für

Hauswirtschaft. Sie hat nur vier Monate vor uns mit dem Unterricht begonnen und war von Anfang an allein.

**Redaktion:** Wie seid ihr gerade auf einen Kindergarten als Einsatzmöglichkeit gekommen?

**Angelo:** Für uns war klar, etwas im pädagogischen Bereich zu machen. Wir haben uns im Bereich um Songea noch andere Kindergärten, eine Grundschule, eine Haushaltsschule und eine Oberschule angeschaut. Und da kam der Kindergarten für unseren Beruf am nächsten. Unseren Beruf, Sozialpädagoge, kennt man in Tansania nicht. So wird man von Anfang an mit »Lehrer« gleichgesetzt. Auch in den Kindergärten arbeiten keine »Pädagogen« in unserem Sinn, sondern sogenannte »Lehrer«.

**Redaktion:** Wie sehen denn Eure Aufgaben im Kindergarten aus?

**Angelo:** Kindergarten ist hier eine Vorschule für kleine Kinder. Sie lernen rechnen und schreiben. Dabei sprechen sie zunächst noch Kisuahili und lernen allmählich noch Englisch. Als wir hingekommen sind, war es so, dass der Unterricht von 8.00 Uhr bis 12.30 Uhr gegangen ist mit einer kleinen Ujipause. Uji ist ein süßer Reisbrei. Die Kinder saßen die ganze Zeit an ihren

Schultischen. Eine Zeit zum Spielen hat es überhaupt nicht gegeben! Es war Frontalunterricht pur! Dreijährige saßen mit Sechsjährigen zusammen. Dadurch, dass Ellen allein war, gab es für sie auch gar keine andere Möglichkeit, als alle in eine Klasse zu stecken.

**Redaktion:** Und ihr konntet die Klasse in drei Gruppen aufteilen...

**Sonja:** Nicht sofort. Zuerst haben wir eine Woche den gewöhnlichen Tagesablauf mitgemacht. Dann haben wir uns zusammengesetzt und besprochen, was wir tun können. Das ging am Anfang natürlich mehr mit »Händen und Füßen« als über die Sprache. Super war, dass die Lehrerin für ein neues Konzept offen und sehr bereit war, auch mal etwas neues zu machen. Nach diesen Gesprächen entstand ein neuer Stundenplan. Dieser Plan ist nun ein Kompromiss zwischen den Erwartungen an den Kindergarten als Vorschule und einer kindgerechten Pädagogik. Unterricht sollte nämlich nach wie vor stattfinden. Wenn die Kinder später in die Grundschule kommen, müssen sie schon einen gewissen Kenntnisstand mitbringen. Am Vormittag hatten wir also zwei Stunden Unterricht gemacht. Und nach der Essenspause haben wir irgendetwas praktisches gemacht. An jedem Wochentag etwas anderes. So hatten wir am Montag Turnen.



Oben: Die neuen Buntstifte werden sofort ausprobiert, darunter: Englischunterricht – »this is a plane«, darunter: im Hof des Kindergartens, im Vordergrund die Feuerstelle für den Uji-Brei, ganz unten: bei der Uji-Pause.



Redaktion: Turnen?

Angelo: Ja, Turnen. Das Problem ist nur, dass man für die neuen Ideen »nichts« kaufen darf, weil kein Geld da ist. Also haben wir Bodenturnen gemacht. Es ist ja überhaupt kein Material da. Die Kinder sitzen an ihrer Schulbank und haben ein Heft. Mehr gibt es nicht.

Sonja: Am Dienstag hatten wir Malen. Wir hatten Buntstifte und Papier geschenkt bekommen und an die Kindern ausgeteilt. Mittwochs haben wir gesungen und getanzt. Und am Donnerstag gab es Geschichten.

Angelo: Die Kinder haben dabei die Geschichten selbst erzählt. Sie hatten die Hausaufgabe, sich von den Eltern oder Großeltern Geschichten erzählen zu lassen, die sie dann den anderen Kindern erzählen durften. Eine Tradition, die hier in Afrika sehr verwurzelt ist, das Erzählen von Geschichten. Manche Kinder wollten drei oder vier Geschichten hintereinander erzählen.

Sonja: Als wir ein paar Spielsachen aus Deutschland bekommen haben, konnten wir mit den Kindern auch freies Spielen machen. Vorher war ja alles angeleitetes Spielen. Wir haben unseren Freunden über unsere Arbeit geschrieben. Und diese sind dann von

selbst auf die Idee gekommen, uns etwas zu schicken. Ehemalige Kollegen in Deutschland haben in ihren Kindergärten Aktionen gemacht, dass die Kinder dort etwas unseren Kindern schicken sollen. Und so kamen wir zu einigen Spielsachen.

Redaktion: Hat der Aufenthalt hier etwas für Euch geändert?

Angelo: Ich kann es mir nicht mehr vorstellen, dass ich mich in Deutschland aufregen werde, wenn der Zug einmal 10 Minuten später kommt. Was wir hier warten müssen! Man hat hier unwahrscheinlich viel Zeit. Das ist so ein Unterschied zu Deutschland, wo fast jede Minute verplant ist.

Sonja: Ich habe gelernt, aus nichts etwas zu machen. Das kann man sich in Deutschland gar nicht vorstellen, ohne Material etwas zu machen. Wenn in einem Kindergarten in Deutschland kein Material, wie Spielsachen, Paper, Farben usw. vorhanden wäre, würde man gleich sagen, das ist doch kein Kindergarten. Hier ist es eben doch irgendwie gegangen. Not macht erfinderisch und auch kreativ.



# Zuhause in vier Kulturen

## Porträt eines Asienmissionars



Wie wenige hat Abt Odo in verschiedenen Ländern gelebt und unter schwierigen Umständen kirchliche Aufbauarbeit geleistet. Seit Dezember 2002 hat er die Leitung des philippinischen Klosters Digos abgegeben. Von seinen reichen Erfahrungen als Asienmissionar kann das folgende Interview nur einen Eindruck geben.

**Redaktion:** Die letzten 43 Jahre hast du dich immer im ostasiatischen Raum aufgehalten. Davon hast du ungefähr 13 Jahre in Korea, 10 Jahre in Japan und 20 Jahre auf den Philippinen verbracht. Welches dieser Länder hat dich am meisten geprägt?

**Abt Odo:** Korea war mein erster asiatischer Eindruck und meine erste Liebe. Aber in allen drei Ländern habe ich irgendwie mein Herz hängen lassen. Als missionarisches Einsatzgebiet war Japan sicher am schwierigsten. In den Philippinen meint man zwar am Anfang, dass die Kultur total verwestlicht ist. Aber nach einiger Zeit entdeckt man doch, dass die Menschen asiatisch geprägt sind mit einem malayischen Einschlag.

**Redaktion:** Bei deinen wechselnden Einsätzen hast du immer Aufbauarbeit leisten müssen. Würdest du dich selbst als »Pioniertyp« bezeichnen?

**Abt Odo:** Manche Leute nennen mich so. Ich würde es anders ausdrücken. Mich hat immer die Person des hl. Paulus sehr beeindruckt. Seine Einstellung ist für mich prägend geworden: wo man mich braucht, da gehe ich hin, und wo man mich fordert, da stelle ich mich der Herausforderung.

**Redaktion:** Gibt es nach deiner Er-

fahrung Eigenschaften, die für kirchliche Aufbauarbeit besonders wichtig sind?

**Abt Odo:** Die Messlatte sollte nicht allzu hoch angesetzt werden. Mich selbst würde ich nie als Genie bezeichnen. Gerade beim Sprachenlernen muss ich mich sehr anstrengen.

*Wo man mich braucht, da gehe ich hin.*

Und es kann passieren, dass ich in einer japanischen Predigt auf einmal ins Koreanische falle und anders herum. Was mir immer geholfen hat, war das Vertrauen in den Heiligen Geist. Hilfreich ist sicher auch eine gewisse Flexibilität. Wenn ich gemerkt habe, dass sich eine Situation ergibt, die so nicht geplant war, habe ich mich eben auf die neue Sachlage eingestellt. Und ich sehe gerade in solchen unerwarteten Wendungen die Hand Gottes.

**Redaktion:** Gab es Momente, wo du als Europäer das Gefühl hattest, in Asien vor verschlossenen Türen zu stehen?

**Abt Odo:** Von Anfang an spürt man die kulturelle Grenze. Schon in der Sprache schlägt sich die ganz andere Denkweise nieder. Man lernt gram-



matische Formen, die unserem Denken völlig fremd sind. Auch wenn man dann die Sprache gut beherrscht, muss man bei den tausendjährigen Kulturen Koreas und Japans immer wieder umdenken. In den Philippinen ist dagegen der Zugang zunächst nicht so schwierig. Die Mentalität ist stärker westlich geprägt, und die dortigen Sprachen sind nicht so schwierig zu erlernen. Aber auch dort bleiben für uns Europäer viele Fragezeichen.

**Redaktion:** Warum hat in vielen asiatischen Ländern trotz einer langen Missionsgeschichte das Christentum kaum Wurzel fassen können?

**Abt Odo:** Das ist schwer zu beantworten. Es hat sicher mit der ganz anderen Kultur dieser Länder zu tun. Für die Zukunft wichtig scheint mir vor allem, dass das Christentum dem jeweiligen Volk von den eigenen Landsleuten gebracht wird. Wir ausländischen Missionare können nur Geburtshilfe leisten, auch wenn diese Hilfe wohl noch lange Zeit nötig sein wird.

**Redaktion:** Als Missionar muss man sich ja in eine andere Kultur verwurzeln. Entfremdet man sich dabei nicht dem eigenen europäisch-deutschen Ursprung?



**Abt Odo:** Man versteht die eigene Kultur besser, wenn man ständig in einer anderen Kultur lebt. Andererseits entfremdet man sich dabei auch der eigenen Kultur. Beispielsweise treffe ich bei Heimataufenthalten immer wieder auf neue Worte wie »Bock haben« oder »cool«, bei denen ich fragen muss, was sie bedeuten. Es gibt Änderungen in der Mentalität, die man im Ausland nicht so mitbekommt. So war ich früher als Priester in jeder Pfarrei spontan willkommen. Inzwischen gibt es über-

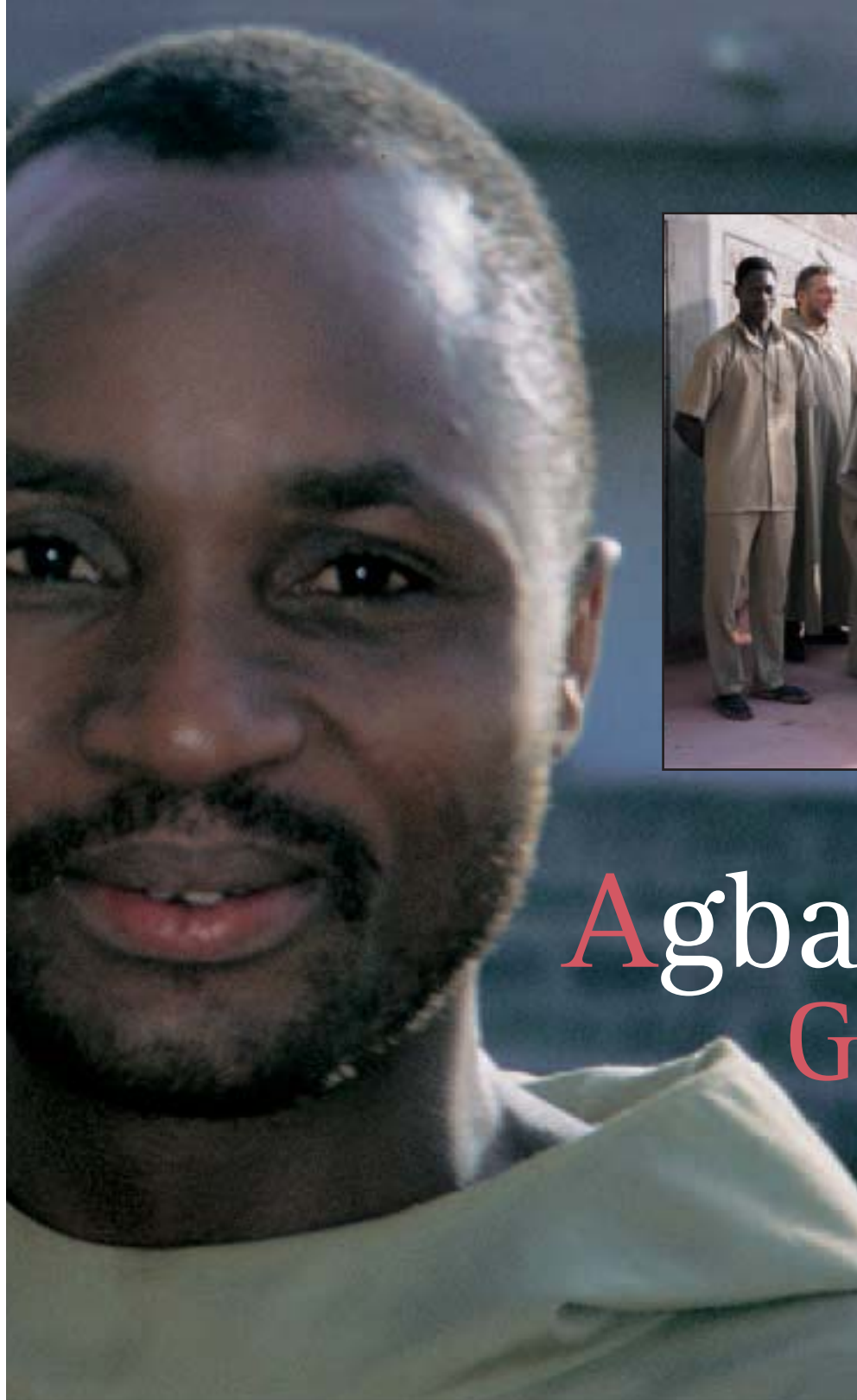
### *Man entfremdet sich der eigenen Kultur.*

all eine ausgeprägte Planung seitens des Pfarrgemeinderats, des Pfarrers und anderer zuständiger Personen, wo die erste Frage jeweils lautet, wie ich als Auswärtiger mich in die Planung einfüge. Für mich gibt es da kaum mehr Gestaltungsspielräume von der Art, wie ich sie in einer asiatischen Pfarrei erlebe.

Oben:  
Pioniere bei tropischen Temperaturen. Abt Odo (links), P. Edgar Friedmann (Mitte) und P. Felix Huber (rechts) planen 1983 den Aufbau der philippinischen Neugründung Digos.

**Redaktion:** Wie sieht deine Zukunft aus?

**Abt Odo:** Sie ist noch weithin offen. Eine Rückkehr nach Korea ist geplant. Doch muss ich noch mit den zuständigen Leuten meinen genauen Einsatz klären. Wichtig ist mir nur, dass ich weder ein rein kontemplativer Einsiedler noch ein rein aktiver Pfarrer werde, sondern weiterhin einen Akzent setzen darf als missionarisch tätiger Benediktiner.



# Agbang Gesichter .....

Das Christentum hat noch keine lange Tradition im Togo. P. Boniface Tiguila gehört zu den ersten, die sich daran wagten, das Klosterleben in die Kirche des jungen afrikanischen Landes einzupflanzen. Seit 1985 hat sein Traum einer brüderlichen Gemeinschaft immer konkretere Formen gewonnen. Die Öffnung zur Umwelt zeigt sich in der Kirche im traditionellen Baustil der Kabiyè: ihre Tür ist nie verschlossen.





# .....eines afrikanischen Klosters.....



TEXT: P. Boniface Tiguila (Agbang)

Das Christentum ist noch nicht lange im Togo zuhause. Mehr als die Hälfte der Menschen hängen Naturreligionen an. Die meisten Christen gehören der ersten oder zweiten Generation von Neubekehrten an. Die heidnischen Ursprünge sind noch sehr nahe, und vieles im Christentum, was in Europa selbstverständlich geworden ist, wirkt hier noch fremd. In diesem Umfeld ist das Klosterleben bisher vollständig unbekannt. Als ich vor 20 Jahren eine neue Gemeinschaft gründete, war es mir daher wichtig, Brücken zu unserer einheimischen Lebensweise und Kultur zu schlagen. Denn was nicht im Volksleben verwurzelt ist, wird bald wieder verschwinden.

## VORBILD FAMILIE

Als Vorbild für meine Gemeinschaft diente mir die afrikanische Familie, so wie sie hier im Togo bei den Stämmen der Kabiyè, Ewe, Temba, Mopa, Gurma und Losso gelebt wird. In einer afrikanischen Familie bildet der Vater den Mittelpunkt. An ihn werden alle wichtigen Fragen herangetragen. Dies geschieht in der Form des Palavers. Es kann ein kleines Palaver abgehalten werden. So berichtet die Frau ihrem Mann am Morgen, dass das Kind schlecht geschlafen hat und vielleicht krank ist. Dann wird solange gesprochen, bis die Eheleute sich darüber klar sind, was man tun soll. Bei wichtigeren Fragen ruft der Vater ein großes Palaver ein, an dem

je nach Bedeutung die Onkel und Tanten, die Großfamilie oder sogar das ganze Dorf teilnehmen. Wichtig dabei ist, dass jeder seine Meinung ausführlich erläutern darf. Denn wenn jeder seinen Gedankengang bis zum Ende verfolgen und erklären darf, wird man gemeinsam die beste Lösung

finden. Wer Zeit bekommt, seine Gedanken vollständig zu entwickeln, der wird sich auch den Argumenten der anderen öffnen können. Darum hinterlässt es beim Palaver auch einen schlechten Nachgeschmack, wenn ein Teilnehmer seine Gedanken nicht bis zum Ende führen darf. Am Schluss des Palavers stellt der Vater fest, dass eine Lösung gefunden ist und beendet so das Gespräch. Teile des Palavers haben wir für unsere Gemeinschaft übernommen. Wichtige Entscheidungen sollen gemeinsam besprochen werden, und wir lassen uns durchaus Zeit, um eine gemeinsame Lösung zu finden.

## DER SEGEN DER FAMILIE

Die Bedeutung der Familie zeigt sich auch bei der Aufnahme neuer Mönche in meine Gemeinschaft. Für mich ist wichtig, dass die entscheidenden Teile der afrikanischen Großfamilie daran teilnehmen, also die Familie des Vaters, die Familie der Mutter und die Onkel und Tanten. Denn in Afrika kann ein junger Mensch keinen entscheidenden Schritt unternehmen, ohne dass die Großfamilie in irgendeiner Form ihre Zustimmung gibt. In der Aufnahmezeremonie wendet sich der junge Mann



in einer langen Rede an seine Familie und bittet um ihren Segen. Damit keine Missverständnisse aufkommen, fügen wir Mönche dann hinzu, dass Gott seinen Segen geben wird, selbst wenn die Familie ihn verweigern sollte. Zur Aufnahmefeier gehört auch eine Geste, die hier beim Stamm der Ewe verbreitet ist. Eine der Tanten des Mönches trinkt einen Schluck Wasser und spuckt ihn über dem jungen Mönch aus. Da das Wasser bei uns sehr kostbar ist, bedeutet diese Handlung, dass die Familie ihren Segen spricht.

#### BRÜCKEN SCHAFFEN

Wir haben noch andere Bestandteile in unserer Aufnahmefeier, die für Europäer fremd wirken, den Menschen hier im Togo aber helfen, die ganze fremdartige Feier besser zu verstehen. Nachdem der Mönch den Segen von seiner Familie erhalten hat, verabschiedet er sich feierlich von allen und legt sich vor ihnen auf den Boden. Die Familie bedeckt ihn mit einem Leinentuch und trägt ihn vor den Altar. Dort erklären wir ihnen, dass sie ihr Kind gerade begraben haben und damit kein Recht mehr über dessen Leben haben. Der junge Mönch gehört jetzt ganz zu unserer



Gemeinschaft. Es braucht solche dramatische Gesten, damit sich jemand hier aus seiner Familie für einen Klostereintritt lösen kann. In Afrika hat die Familie eine Bedeutung, die in Europa kaum mehr vorstellbar ist. Das gesamte Leben und alle wichtigen Entscheidungen spielen sich im Raum der Großfamilie ab und werden von ihr mitbestimmt. Das geht hin bis zum Tod: üblicherweise ist das Begräbnis eines Angehörigen allein der Familie vorbehalten. Bei der Aufnahmefeier erklären wir daher ausdrücklich, dass durch das symbolische Begräbnis vor dem Altar der Mönch für die Familie gestorben ist. Beim eigentlichen Tod des Mönches obliegt daher das Begräbnis allein der Klosterfamilie. Sonst müssten wir im Todesfall teilweise tage- und wochenlang warten, bis alle Verwandten angereist sind.

#### EINE NEUE GROSSFAMILIE

Trotzdem: gerade weil wir Mönche eine afrikanische Familie bilden wollen, schließen wir nicht unsere eigenen natürlichen Familien davon aus. Seine eigene Familie lieben ist etwas so natürliches und richtiges, dass es nicht unterdrückt werden soll. Es hat sich bei uns so eingespielt, dass bei jeder Aufnahme eines neuen Mönches auch die Familien der anderen Mönche kommen. Die Familien der Mönche haben auch untereinander enge Beziehungen entwickelt. Das zeigt sich in Notlagen: nicht nur wir Mönche versuchen dann, den Familien unserer Mitbrüder zu helfen. Auch die anderen Familien kommen, um ihre Hilfe anzubieten. Die Klosterfamilie der Mönche hat auf diese Weise eine neue Großfamilie entstehen lassen, zu der die Familien der Mönche und die vielen Freunde der Gemeinschaft gehören.



Starke Gesten: ein junger Mönch nimmt Abschied von seiner Familie, er wird »begraben«, von den Verwandten vor den Altar getragen und dort von der Klostersgemeinschaft freudig empfangen.



# Kein Patent auf Leben

## Biopiraterie und ihre Folgen

Seit über 7000 Jahren wird Mais gezüchtet und wirtschaftlich genutzt. Seit einiger Zeit kann bereits bei geringfügigen Änderungen einer traditionellen Nutzpflanze ein ausschließliches Patent darauf angemeldet werden, was in erster Linie großen Konzernen zugute kommt. Leidtragende sind vor allem Bauern in den Entwicklungsländern, die auf einmal Lizenzgebühren für ihre überkommenen Produkte zahlen sollen.

TEXT: P. Martin Trieb (St. Ottilien)

Das Europäische Patentamt vergab im August 2000 eine Zahl: Patent 744888. Hinter dieser Zahl versteckten sich exklusive Rechte für die Nutzung und Vermarktung von Maispflanzen, deren Körner mehr als 6% Öl und mehr als 55 % Ölsäure enthalten. Auf alle Maissorten mit diesen Eigenschaften sollte der amerikanische Chemiekonzern DuPont von nun Eigentumsrechte besitzen. In 74 Ländern, darunter auch Deutschland, wurde dieses Patent anerkannt.

### PROBLEM BIOPATENT

Es gab allerdings ein Problem: DuPont hatte zwar über biotechnologische Verfahren Mais mit solch hohem Ölgehalt entwickelt. In einigen Ländern wie Mexiko kommt jedoch Mais mit diesen Eigenschaften schon in der Natur vor. Mit hoher Wahrscheinlichkeit kann dieser Naturreis leicht weitergezüchtet werden. Auch diese bereits vorhandenen Maissorten sollten von nun an unter das Patent fallen. Und nicht nur die Maiskörner, sondern auch sämtliche Produkte, die aus derartigem Mais gewonnen werden, wie Margarine, Öl usw. Konkret bedeutet das: ohne Zustimmung des Patentinhabers und eine Lizenzzahlung dürfen die Bauern in Zukunft ihre traditionellen Arten weder nach- oder weiterzüchten, weder tauschen oder vermarkten. Um ihre Patente zu sichern, schließen manche



Firmen Verträge, wonach ihre Kontrolleure jederzeit die Felder der Bauern betreten dürfen. Oder es wird eine »Terminator-Technologie« eingesetzt, die das Saatgut nach der ersten Ernte sterilisiert. Das Patent erschwert zudem die von Bauern immer wieder vorgenommene Anpassung des Saatgutes an lokale Umweltbedingungen und vermindert so die Widerstandskraft gegen Schädlinge. Langfristig können die Bauern in eine Verschuldungsspirale hineingeraten, denn nur frei verfügbares Saatgut würde ihnen einen kostengünstigen Anbau ermöglichen. Letztlich könnte auf diese Weise die sowie schon schwierige Ernährung der Dritten Welt weiter verschlechtert werden, die weitgehend auf Nutzpflanzen wie Mais, Reis und Kartoffeln beruht.

### GLOBALER HINTERGRUND

1992 wurde durch die UN-Konferenz »Umwelt und Entwicklung« in Rio de

Janeiro die »Biodiversitätskonvention«, auch – besser verständlich – »Konvention über die biologische Vielfalt« von 176 Staaten unterzeichnet. Hintergrund dieser Konvention ist das industriebedingte Artensterben in der Natur, die dazu führen wird, dass es nach Schätzungen um das Jahr 2020 ein Fünftel der bisher bekannten Tier- und Pflanzenarten nicht mehr geben wird. Geschützt werden sollten vor allem die südlichen Länder, für welche die natürliche Artenvielfalt und deren ungehinderte Entwicklung oft lebenswichtig ist. Trotz dieser UN-Konvention, trotz des Menschenrechtes auf Ernährung, trotz des internationalen Vertrages der Welternährungsorganisation (FAO) über pflanzengenetische Ressourcen wurde 1994 das TRIPS-Abkommen geschlossen: ein internationales Abkommen über handelsbezogene geistige Eigentumsrechte. Ein solches Patentsystem ist für viele Erfindungen durchaus angemessen. Aber es hat eine gefährliche Schlagseite, wenn es – wie geschehen – die Patentierung von Lebensformen zulässt. Vor allem große Firmen erhalten dadurch die Möglichkeit, sich exklusive Vermarktungsrechte auf Nutzpflanzen und Saatgut zu sichern. Eine bereits geringfügige genetische oder biotechnische Veränderung an bestehenden Pflanzen und Sorten erfüllt bei vielen Patentämtern schon das Anspruchskriterium der

Ein klassisches Beispiel der Biopiraterie ist das US-Patent auf die Nutzung des indischen Neem-Baums. Eine texanische Firma und das US-Landwirtschaftsministerium hatten ein Patent auf ausschließliche Nutzung des Baumsaftes als Insektenvernichtungsmittel angemeldet. Sie untersagten daher indischen Landwirten eine entsprechende Nutzung des Baumes, obwohl dessen Wirkung bereits seit Jahrhunderten in Indien bekannt ist und genutzt wird. Das Europäische Patentamt hob im Jahr 2000 das Patent mangels eigener erfinderischer Leistung auf.

Schlagzeilen machte auch das Patent Nr. 5663484 des texanischen Konzerns RiceTec, der aufgrund kleiner genetischer Veränderungen die Nutzung der indischen Reissorte »Basmati« für sich in Anspruch nahm. Ohne die energische Gegenwehr von Umweltorganisationen wäre indischen Bauern in Zukunft der Export ihres eigenen Reises nicht mehr erlaubt gewesen.

Weltweit liegen 97% aller Patente bei den Industrieländern. In den Entwicklungsländern gibt es dagegen kaum eine Möglichkeit, dort seit Jahrhunderten bekannte Herstellungsverfahren und eigene Züchtungserfolge rechtlich zu sichern. Für internationale Unternehmen ist es so ein leichtes, derartige Verfahren unter geringen Änderungen patentieren zu lassen und eine ausschließliche Nutzung zu beanspruchen.

»Neuheit«. Dabei werden gleichartige Entwicklungen oder Vorarbeiten der Bauern oft ganz übergangen. Es kann also geschehen, dass Bauern auf herkömmlichen Wegen die gleichen Ergebnisse wie ein Großkonzern erzielen und dennoch ihr Saatgut wegen eines eingetragenen Patentes nicht mehr verkaufen dürfen.

#### ERSTE ERFOLGE UND ANFRAGEN

Gegen die so beschriebene Enteignung der Natur wehrten sich Misereor, Greenpeace und die Mexikanische Regierung und verlangten vom Europäischen Patentamt den Widerruf des Maispatents Nr. 744888. Der Einspruch



hatte Erfolg: am 12. Februar 2003 widerrief das Europäische Patentamt das »Öl-Mais-Patent« der Firma DuPont. Die Einspruchsabteilung vertrat die Auffassung, dass das Patent »weder die Erfordernisse der ausreichenden Offenbarung noch jener der erfinderischen Tätigkeit erfüllt.« Dieser kaum erwartete Erfolg kommt zu einem wichtigen Zeitpunkt. Bis zum Sommer 2003 sollen die Biotechnologierichtlinien der EU in deutsches Recht umgesetzt werden. Zudem steht im September 2003 auf internationaler Ebene die Welthandelskonferenz in Cancun/Mexiko an, bei der es unter anderem um Reformen des TRIPS-Abkommens geht. Es ist deshalb gut, wenn auch die kirchliche Seite sich zu Wort meldet, damit nicht Regelungen in Kraft bleiben, welche für die Armen im Süden extrem nachteilig und ungerecht sind. Denn kann es sein, dass Konzerne auf Grundgüter der Welt, wie Reis und Mais, ein Monopol beanspruchen dürfen? Kann es sein, dass dadurch gerade Bauern in der Dritten Welt ihre Produkte nur noch eingeschränkt nutzen dürfen? Kann es sein, dass die Natur, Tiere, Pflanzen, zu jemandes geistigem Eigentum erklärt und patentiert wird?

#### IMPRESSUM

Die Missionsblätter werden von den Missionsbenediktinern von St. Ottilien und Schweiklberg vierteljährlich herausgegeben.

Das Entgelt erfolgt auf freiwilliger Basis.

#### Anschrift der Redaktion:

P. Cyrill Schäfer OSB  
Erzabtei St. Ottilien  
D-86941 St. Ottilien  
cyrill@erzabtei.de  
www.missionsblaetter.de

#### Spendenkonten:

Konto Klosterverwaltung:  
Sparkasse Landsberg  
KNr 5397 • BLZ 700 520 60

Konto Missionsprokura:  
Sparkasse Landsberg  
KNr 14 654 • BLZ 700 520 60

Konto Liebeswerk:  
Sparkasse Landsberg  
KNr 815 704 • BLZ 700 520 60

#### Druck und Verlag:

EOS Verlag  
D-86941 Erzabtei St. Ottilien

#### Bildnachweis:

Br. Thomas M. Bertram (16),  
P. Basilius Doppelfeld (20-21), Johanna Elsässer (3, 10-11), Ludwig Fiebigger (3, 12-13), P. Michael Hermes (7), P. Felix Huber (7), P. Anastasius Reiser (3, 14-15), Dr. Kathrin Ryan (2), P. Cyrill Schäfer (4, 6), Erzabt Jeremias Schröder (8), P. Martin Trieb (6-8, 24), Br. Kornelius Wagner (Cover, 5), Br. Siegfried Wewers (6, 8), Abtprimas Notker Wolf (2-3, 17-19), www.hungertuchwallfahrt.de (3, 6)



# Termine & Veranstaltungen in St. Ottilien



## Patrona Bavariae

Maiandacht mit anschließender Lichterprozession

1. Mai, 20.00 Uhr: Beginn in der Abteikirche

## Wandertag

Besinnliches Wandern rund um St. Ottilien

mit P. Rupert Hemminger

10. Mai, 10.00 Uhr: Treffpunkt Klosterkirche

## Meditationswochenende

Übungen am Leib: »Sich selbst achtsam begegnen«

mit P. Benedikt Nettebrock

durch die Fastenzeit begleiten

23.-25. Mai: Exerzitienhaus

## Besinnungstage

für Mitglieder des Liebeswerks

mit P. Berthold Kirchlechner

26.-28. Mai: Exerzitienhaus

## Pfingsten

Abschluss der Osterzeit und Sendung des Geistes

Fierliches Hochamt

8. Juni, 9.15 Uhr: Abteikirche

## Priesterweihe

Bischof Viktor Dammertz weiht

Br. Rochus Wiedemann zum Priester

9. Juni, 9.15 Uhr: Abteikirche

## Fronleichnam

Gottesdienst im Freien, danach Flurprozession

19. Juni, 8.00 Uhr: vor der Abteikirche

## Holy Hour

Rosenkranz, Aussetzung, Anbetung, Lobpreis

27. Juni, 20.15 Uhr: Abteikirche

## 100 Jahre Abteikirche

Vor 100 Jahren wurde die Klosterkirche eingeweiht

29. Juni, 9.15 Uhr: Hochamt mit Erzbischof Lajolo

16.00 Uhr: Kirchenkonzert mit Lassus-Chor München

20.30: Mysterienspiel und Feuerwerk

## Benediktusfest

Das Fest der Erzabtei

mit Blasmusik, Weißwürsten und der Weiherserenade

13. Juli: überall

## Kloster auf Zeit

Mitleben im Kloster für junge Männer

mit P. Polycarp Piechaczek

27. Juli - 3. August

Weitere Informationen bei: Exerzitienhaus St. Ottilien • 86941 St. Ottilien  
Tel.: 08193/71283 • kontakt@erzabtei.de • www.erzabtei.de